
FORSCHUNG UND LEHRE

Die sozialwissenschaftliche China-Forschung: Rückblick und Ausblick

Thomas Scharping

Wiederholt ist in den Spalten dieser Zeitschrift im Laufe der letzten Jahre eine Diskussion um die Entwicklung der Asien-Forschung sowie über ihr Verhältnis zu den systematischen Grunddisziplinen geführt worden. In diesem Zusammenhang sind sowohl inhaltliche Aspekte als auch organisatorische Fragen berührt worden. Letztere sind durch die im letzten Jahrzehnt erfolgte Diskussion über die Einrichtung regionalwissenschaftlicher Studiengänge in Köln, Duisburg, Trier und an anderen Universitäten aufgeworfen wurden. Vorherrschende Merkmale eines solchen Neubeginns sind stets Gegenwartsbezogenheit, sozialwissenschaftliche Ausrichtung und größere Praxisorientierung gewesen. Mit einer Verzögerung von fast dreißig Jahren ist dabei in Deutschland und in anderen europäischen Ländern der Ansatz der amerikanischen *area studies* rezipiert worden – freilich zu einem Zeitpunkt, wo er in den USA selbst im Kreuzfeuer heftiger wissenschaftspolitischer Auseinandersetzungen steht.

Dabei geht es in den amerikanischen Kontroversen letztlich um die Grundfrage, ob die im Zuge der Globalisierung einheitlicher werdenden Strukturen der Welt von heute nach wie vor eine starke Beschäftigung mit regionalen Besonderheiten und Traditionen verlangen. Stets spielen in diesem Zusammenhang China, in geringerem Maße auch andere asiatische oder nahöstliche Länder die Rolle derjenigen Regionen, die sich auf Grund ihrer Größe, Bedeutung und Abweichungen von weltweiten Grundmustern am stärksten gegen die Konvergenzthese sperren. Unübersehbar spielt in den Disput auch die Selbstwahrnehmung einer Großmacht hinein, die nach dem Ende des Kalten Kriegs stärker als je zuvor von der Überlegenheit ihres eigenen Modells überzeugt und weniger als früher zur Akzeptanz von Eigenheiten anderer Gesellschaften bereit ist. Erst nach dem Wiederaufleben sino-amerikanischer Spannungen ist eine erneut steigende Hinwendung zu China-bezogenen Regionalstudien zu bemerken – was ein bezeichnendes Licht auf den alten und beunruhigenden Zusammenhang zwischen der Intensität von Feindbildern und der Intensität von Interesse wirft. Auch die Asien-Krise hat das Bewusstsein für die Notwendigkeit geschärft, sich wieder mehr mit dem politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Umfeld wichtiger Partnerländer zu beschäftigen, anstatt sich allein auf den Selbstlauf ökonomischer Faktoren zu verlassen.

Obwohl die Diskussion um den Stellenwert von Regionalstudien von ihrem weltpolitischen und weltwirtschaftlichem Hintergrund nicht zu trennen ist, besitzt sie auch wissenschaftsimmanente Aspekte, die sich in unterschiedlichen Einstellungen zur Frage ihrer institutionellen Ausgestaltung äußern. Besondere regionalwissenschaftliche Einrichtungen sind nicht die einzige Antwort auf das stark gewachsene Gewicht,

das China und andere asiatische Staaten in der heutigen Welt besitzen, und alternative Organisationsformen für die Beschäftigung mit Politik, Wirtschaft und Gesellschaft dieser Länder bleiben existent. Alle Organisationsformen besitzen dabei regelmäßig ihre eigenen Probleme. Das gilt zunächst für die Alternative einer Einbettung von Regionalstudien in herkömmliche, überwiegend geistesgeschichtlich orientierte Studiengänge wie Sinologie, Japanologie oder Indologie. Sie bleibt stets eine mögliche Option, wirft jedoch leicht das Problem einer mangelnden sozialwissenschaftlichen Professionalität sowie der Überwältigung durch historische und philologische Anforderungen auf. Weil dies so ist, kämpfen Sinologie und andere historisch-philologische Zweige der Asien-Wissenschaften in den nutzorientierten Zeiten von heute oft um ihre Existenz, die vor noch gar nicht langer Zeit zu Recht als Errungenschaft eines aufgeklärten Geistes gefeiert wurde.

Andererseits ist nicht zuletzt in den USA zu beobachten, wie die dort vorherrschende Einbindung von *area studies* in die sozialwissenschaftlichen Grunddisziplinen zwar einen deutlichen Gewinn an methodischer und theoretischer Kompetenz produziert, aber auch zu linguistischen Defiziten, überspannten Auseinandersetzungen um den kulturellen Faktor sowie zu einer vielfach beklagten Isolierung von Regionalspezialisten und deren Abhängigkeit von den wechselhaften regionalen Vorlieben und wissenschaftspolitischen Launen der jeweiligen *departments* führt. Der Fairness halber soll nicht verschwiegen werden, dass sich neugeschaffene regionalwissenschaftliche Studiengänge, die in Europa typischerweise neben ihren sozialwissenschaftlichen Schwerpunkten auch sprachlichen, historischen und kulturellen Elementen größeres Gewicht einräumen, alles andere als leicht tun, ihre ehrgeizigen und oft vollmundig verkündeten Ziele innerhalb schrumpfender Studienzeiten in Wirklichkeit umzusetzen.

Offensichtlich bleibt die inhaltliche wie organisatorische Verbindung von theoretisch-methodischem Grundlagenwissen einerseits, regional- und kulturspezifischen Kenntnissen andererseits ein schwieriges Unterfangen – was es angesichts des historisch gewachsenen Eurozentrismus moderner Wissenschaften und der fortlaufenden Anhebung ihrer methodologischen Anforderungen, des erheblichen Eigengewichts asiatischer Kulturen und des hohen Schwierigkeitsgrades vieler ihrer Sprachen immer gewesen ist. Und der Übersichtlichkeit eines durch mancherlei *vested interests* verminten Feldes ist es nicht gerade dienlich, wenn sozialwissenschaftliche Mutterdisziplinen wie Soziologie und Ökonomie, Politologie und Psychologie ihrerseits noch junge Fächer und Mischkonstruktionen sind, die bis heute mit erheblichen internen Abgrenzungs- und Selbstverständnisproblemen zu kämpfen haben.

Zuletzt hat die Debatte im Juli-Heft von *ASIEN* einen Niederschlag gefunden – in den lesenswerten Beiträgen von Werner Pascha, Beate Reszat und Helmut Leipold über die Beziehung zwischen Regionalstudien und Wirtschaftswissenschaften sowie in der einige Seiten später angekündigten Gründung eines Arbeitskreises für sozialwissenschaftliche China-Forschung. Parallel dazu ist in der Sinologie die Beschäftigung mit der Geschichte und dem Selbstverständnis des eigenen Fachs intensiviert worden. Als bisher eindrucksvollstes Ergebnis dieser Anstrengungen liegt der 1999 von Helmut Martin und Christiane Hammer herausgegebene Sammelband über *Chinawissenschaften – Deutschsprachige Entwicklungen* vor. – Selbst wenn die

Diskussion noch lange nicht am Ende erscheint, so zeigt allein ihre Existenz eine beginnende und begrüßenswerte Veränderung früherer Zustände an, in denen die kritische Auseinandersetzung mit Theorien und Methoden, Geschichte und Forschungsstand, Stärken und Schwächen des eigenen Fachs innerhalb der deutschen Asien-Wissenschaften nicht gerade weitverbreitet waren.

Die folgenden Ausführungen verstehen sich vor diesem Hintergrund als Beitrag zu einer laufenden Diskussion, die in periodischen Abständen neu geführt werden sollte, um Fortentwicklung und Vitalität der Wissenschaft zu sichern. Dabei handelt es sich um eine Bestandsaufnahme sozialwissenschaftlicher China-Forschung, die auf früheren Stellungnahmen¹ und einem Beitrag für die von Brunhild Staiger besorgte und noch unveröffentlichte Neuausgabe des China-Handbuchs basiert. Letzterer wurde für den vorliegenden Abdruck erweitert. Die Bestandsaufnahme versucht, die bisherigen Erfahrungen von über achtzig Jahren sozialwissenschaftlicher China-Forschung in komprimierter Form auf wenigen Seiten zusammenzufassen – ein Verfahren, das Simplifizierung und Einseitigkeit geradezu heraufbeschwört, aber vielleicht dennoch seine eigenen Meriten besitzt. Außerdem sollen sich abzeichnende neue Aufgaben skizziert werden, die abermals in das Spannungsfeld von Regionalstudien und Grundlagendisziplinen zurückführen. Dabei wird auf die im Folgenden ebenfalls abgedruckten Thesen zum chinesischen WTO-Beitritt Bezug genommen. Der Beitrag ist nicht als Werbeschrift konzipiert; er soll auch durchaus kritische Aspekte der sozialwissenschaftlichen China-Forschung nicht verschweigen.

1 Systematik, Methoden und Gegenstand der sozialwissenschaftlichen China-Forschung

Die sozialwissenschaftliche China-Forschung arbeitet unter Verwendung von Theorien und Methoden der Disziplinen Soziologie, Politologie, Psychologie, Ethnologie, der Wirtschaftswissenschaften sowie verwandter und abgeleiteter Wissensbereiche. Sie kann sowohl von diesen Fächern als auch innerhalb der Sinologie betrieben werden. In letzterem Fall hat sich in der jüngsten Vergangenheit eine stärkere institutionelle Trennung von der Klassischen Sinologie mit ihren zumeist historisch-philologischen Schwerpunkten vollzogen. Auch sozialwissenschaftliche Arbeiten müssen jedoch stets bestrebt sein, Denkanstöße und methodische Entwicklungen aus den Grunddisziplinen mit der Kenntnisnahme historischer Zeitumstände, kulturspezifischer Faktoren und originalsprachlicher Materialien aus China zu verbinden. Ausnahmen können gerechtfertigt sein, wenn theoretische oder methodische Erörterungen, integrative oder komparative Betrachtungen im Vordergrund stehen. Auch sinken die sprachlichen Anforderungen bei Beschränkung auf bestimmte wirtschaftliche oder außenpolitische Themen.

1 Thomas Scharping, "Zum Wandel des westlichen China-Bildes seit 1970, Methoden- und quellenkritische Anmerkungen", in: Ostkolleg der Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.), *VR China im Wandel*, Bonn 1985, S. 130-141; ders., "Sprünge im Spiegel: Das China-Bild im Wandel der westlichen Forschung", in: ebenda, 2. überarbeitete und erweiterte Auflage, Bonn 1988, S. 15-42.

Die sozialwissenschaftliche China-Forschung ist durch die Interessenschwerpunkte ihrer meisten Vertreter und durch die Merkmale ihres gewöhnlich verwendeten Materials überwiegend gegenwartsbezogen, kann sich aber prinzipiell auch mit dem alten China beschäftigen. Bei vielen aktuellen Fragen zeigen sich langfristige strukturelle Faktoren, die eine Beschäftigung mit der Spätzeit der Monarchie im 19. Jahrhundert verlangen.

Gegenstand der sozialwissenschaftlichen China-Forschung sind Politik, Wirtschaft und Gesellschaft sowie kulturelle Phänomene, sofern sie als Sozialverhalten betrachtet werden. Obwohl die verschiedenen Fächer ihre eigenen Fragestellungen, Kategorien und Methoden entwickelt haben, erfordern viele Themen eine interdisziplinäre Behandlung. Das gilt insbesondere für die chinesische Reformpolitik seit 1978, in deren Verlauf der in der Mao-Ära herrschende Vorrang der Politik durch gesellschaftliche Emanzipationsprozesse und die Allgegenwart der Ökonomie relativiert worden ist.

Im Gegensatz zu geisteswissenschaftlichen Ansätzen mit ihren intentionalen Deutungsschemata, hermeneutischen Erklärungen und erzählenden Darstellungsformen dominieren bei sozialwissenschaftlichen Studien anonyme Massenphänomene mit einer Vielzahl von Akteuren, die klassifiziert und sodann nach Veränderungen, Regelmäßigkeiten und Wirkungszusammenhängen analysiert werden. Im Vordergrund stehen weniger herausgehobene Persönlichkeiten oder Werke als vielmehr die Masse der Durchschnittsfälle. Dabei sollen nicht Details gehäuft, sondern typische Strukturen erkannt werden. Dies führt zum Streben nach Verallgemeinerung vom Einzelfall und zur Verwendung objektivierbarer Massendaten. Erst Datenanalysen ermöglichen es, die Repräsentativität und Streuung von Merkmalen zu erörtern, individuelle Handlungen auf einer Skala sozialen Verhaltens einzuordnen, genauere Aussagen über regionale Abweichungen oder zeitliche Entwicklungen zu machen. Sie bedingen eine Verwendung empirischer Materialien aus Fallstudien, Primärerhebungen, sekundären Wirtschafts- und Sozialstatistiken. Die behavioristische Revolution, die sich seit Mitte dieses Jahrhunderts vor allem in den USA vollzog und auch auf die China-Forschung Einfluss nahm, hat allerdings vergeblich gehofft, aus ihren quantitativen Befunden universale Gesetze ableiten zu können.

Datenanalysen bleiben stets raum-, zeit- und milieubezogen und sollten deshalb mit qualitativen Untersuchungen kombiniert werden. Die Notwendigkeit dazu zeigt sich insbesondere bei der Untersuchung von Ursachen und Wirkungen: Ohne die Einbeziehung des historischen Gedächtnisses sowie kulturell geprägter Erwartungen und Sinngewandlungen sind Handlungen nicht adäquat erklärbar. Quantitative Analysen können damit auch nur in bestimmtem Umfang die Frage nach dem Gewicht und der Bewertung verschiedener Faktoren beantworten. Sie setzen überdies die Identifizierung, Kategorisierung und operationalisierte Definition relevanter Tatbestände voraus. Dafür müssen sie sich möglichst auf beschreibende Studien und Theorien stützen, die bestätigt, modifiziert oder widerlegt werden können.

Die China-Forschung liefert dabei allerdings häufig genug Belege für das Dilemma der Sozialwissenschaften, die auf der Suche nach Universalien des gesellschaftlichen Verhaltens ständig mit dem historisch, kulturell oder individuell geprägten Besonderen konfrontiert werden. Ihre Aussagen können deshalb immer nur mit

Wahrscheinlichkeit, niemals mit Sicherheit getroffen werden. Uneinheitliche und umstrittene Begriffsbildungen oder mangelhafte Operationalisierungen, kurze Zeithorizonte, wechselnde Interessenfelder und fehlende Daten tragen das Ihrige dazu bei, die Überprüfung theoretischer Konstrukte häufig unmöglich zu machen, vielen Aussagen den Charakter des Hypothetischen zu verleihen, sie einem schnellen Wandel zu unterwerfen und auf eine "mittlere Reichweite" zu beschränken. Methoden wie Dokumentenanalyse und Textkritik, Beobachtung, Tiefeninterview und Biographie bleiben in solchen Bereichen unverzichtbar, die sich prinzipiell der Messbarkeit entziehen, für empirische Forschungen schwer zugänglich sind oder durch Entscheidungen weniger Akteure geprägt bleiben. Solche qualitativen Studien schlagen wieder die Brücke zur Geisteswissenschaft. Gute sozialwissenschaftliche China-Forschung zeichnet sich daher durch Methodenvielfalt und den behutsamen Umgang mit Generalisierungen aus.

2 Wissenschaftsgeschichte

Ausführlichere Beschreibungen sozialer Zustände und politischer Verhältnisse in China sowie auf den Außenhandel bezogene Datensammlungen aus westlicher Hand liegen seit den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts vor. Erste empirische Untersuchungen und methodisch anspruchsvollere Analysen zu Gegenwartsproblemen des Landes setzen ab ca. 1918 ein. Viele wurden durch die protestantische Mission, die kommunistische Bewegung oder die westliche Bildungsarbeit in China inspiriert, andere wegen ihrer Anwendungsbezogenheit von europäischen oder japanischen Kolonialeinrichtungen gefördert. Als wichtigstes Beispiel für den letzteren Fall ist die ausgedehnte Forschungstätigkeit der japanisch beherrschten Südmandschurischen Eisenbahngesellschaft zu nennen. Etwa zur gleichen Zeit beginnen zunächst im japanischen und chinesischen Schrifttum, dann in der westlichen China-Forschung Analysen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Landes, die mit modernen Methoden und Konzepten arbeiten und sich auf zwar äußerst umfangreiche, aber gleichwohl problematische historische Quellen stützen können.

Die meisten sozialwissenschaftlichen Studien sind jedoch erst nach dem II. Weltkrieg entstanden. Eine führende Rolle haben dabei die USA gespielt, in denen die gegenwartsbezogene China-Forschung nach 1942 einen ungeahnten Aufschwung erlebte. Das war ursächlich auf den amerikanischen Kriegseintritt im Fernen Osten, den späteren Ausbruch des Kalten Krieges und die sino-amerikanische Konfrontation zurückzuführen. Außerdem haben diese Studien stark von den Innovationen der empirischen Sozialforschung in den USA und von dem dort üblichen kommunikativeren Wissenschaftsstil profitiert. Seit den 70er Jahren sind sie zudem in Amerika wie in anderen westlichen Industriestaaten massiv von wirtschaftlichen Interessen beeinflusst worden.

Mit wenigen Ausnahmen haben europäische oder japanische Forschungen erst relativ spät die amerikanische Dominanz nach dem II. Weltkrieg aufgelockert. Lange Zeit wurden sozialwissenschaftliche Studien zum modernen China in Westeuropa von der hier dominanten geistesgeschichtlichen Universitätstradition zurückgewiesen. In der Sowjetunion und in Osteuropa lenkte zwar der Marxismus-Leninismus

die Aufmerksamkeit auf sozialwissenschaftliche Fragen. Gleichzeitig aber behinderten zahllose Dogmen sowie ein rascher Wechsel von Freundschafts- und Feindschaftstabus die Forschung. In Japan hat nach dem Kriegsende auch die innere Befangenheit durch das Erbe der früheren Annexionspolitik eine Rolle gespielt. Überall aber hat die weitgehende Abschließung Chinas zwischen 1949 und 1979 die sozialwissenschaftliche China-Forschung schwer beeinträchtigt, sie entweder zu mühsamen Puzzle-Arbeiten gezwungen oder, zweifellos beliebter, auf normative Glaubensbekenntnisse und politische Spekulationen reduziert.

Sozialwissenschaftliche Studien aus China selbst haben sich wiederum nur verzögert in die wissenschaftliche Diskussion einbringen können. Fast über das gesamte 20. Jahrhundert hinweg waren sie engeren oder weiteren politischen Vorgaben der jeweiligen Regierungen unterworfen und kämpften mit dem Problem, sich aus den Normen einer großen historiographischen Tradition befreien und sozialwissenschaftliche Methoden aus dem Ausland rezipieren zu müssen. Auf vielen Gebieten beeinträchtigte auch der verbreitete nationalistische Impuls der chinesischen Intelligenz die Forschung. Auf Taiwan hat die Befreiung aus der Vergangenheit bereits in den 70er Jahren eingesetzt. Auch in der Volksrepublik haben, trotz anhaltender Beschränkungen in bestimmten Bereichen, sozialwissenschaftliche Arbeiten seit den 80er Jahren erheblich an Statur gewonnen. Sie sind heute, jenseits des Kolonialzeitalters, zum unverzichtbaren Bestandteil eines globalen wissenschaftlichen Diskurses geworden. Sie aus sprachlichen Gründen nicht berücksichtigen zu können, führt zu einer schwerwiegenden Beeinträchtigung der Forschung.

Diese eng mit der Auseinandersetzung zwischen China und dem Westen verbundene Geschichte, die Interessengebundenheit und ideologische Aufladung ihrer Themen, haben die sozialwissenschaftliche China-Forschung vor Lebensferne bewahrt, ihr Aufmerksamkeit und Förderung gesichert. Die schwierigen äußeren Rahmenbedingungen sowie die prominente Rolle von Missionaren, politischen Aktivisten und Nutzenwendern unterschiedlicher Couleurs haben aber gleichzeitig immer wieder Neigungen zu missionarischem Eifer, extremer Politisierung und zur Konstruktion von Wunschbildern erzeugt. Sollte Prognosefähigkeit ein Maßstab für die Reife eines Wissensgebietes ein, so bleibt festzuhalten, dass in der sozialwissenschaftlichen China-Forschung die Zahl der Fehlprognosen die Zahl der richtigen Voraussagen bei weitem überwiegt.

3 Führende Paradigmen und Forschungsgebiete

In den 20er und 30er Jahren haben vor allem Dorfstudien, in geringerem Maße auch Untersuchungen zu städtischen Lebensbedingungen, die Forschung beschäftigt. Ihre Antriebskraft bezogen sie meistens aus sozialreformerischen Bestrebungen im Bildungs-, Arbeits- und Gesundheitswesen oder im Bereich von Familiensystem, Frauenemanzipation und Bevölkerungsentwicklung. Andere Arbeiten erklärten sich aus der Absicht, durch eine Analyse von Eigentumsverhältnissen und Klassenbeziehungen die Revolution zu fördern. Letzteres galt insbesondere auch für chinesische Studien, die zunehmend durch den Marxismus geprägt und untrennbar mit den innenpolitischen Auseinandersetzungen im Lande verbunden waren. Über den Charak-

ter des chinesischen Feudalismus, die Besonderheiten des bürokratischen Staates und die Periodisierung der chinesischen Geschichte wurden große Debatten geführt, die jedoch häufig den Charakter einer konfuzianischen Scholastik im modernen Gewand annahmen. Seit den 30er Jahren haben verschiedene chinesische Wissenschaftler und westliche China-Forscher zudem den Eurozentrismus grundlegender Begriffssysteme und Theorien in Frage gestellt. Der Anspruch auf Reformulierung von Kategorien und Hypothesen ist jedoch bis heute nur unvollkommen eingelöst worden.

Nach dem II. Weltkrieg schob sich die Suche nach Gründen für den Sieg des Kommunismus in China in den Vordergrund politologischer China-Studien. Eine Minderheit ausländischer China-Forscher knüpfte dabei an die oft marxistisch inspirierten Gesellschaftsanalysen der Vorkriegszeit an. Mehrheitlich herrschten jedoch Erklärungen im Rahmen beschreibender Totalitarismus-Modelle vor. Historische Entwicklungsumstände, soziale oder ökonomische Funktionen kommunistischer Herrschaft wurden dabei nur teilweise berücksichtigt. Lediglich der Nationalismus als wesentliche Antriebskraft der Revolution erhielt größere Aufmerksamkeit. Der Blick war häufig auf die Übernahme eines monolithischen Sowjetsystems fixiert, breite normative Beschreibungen zu Ideologie, politischem Programm und organisatorischem Entwurf dominierten. Ihnen entsprachen auf chinesischer Seite meist ebenso formelhafte marxistische Gesellschaftsanalysen aus der Feder von Parteiautoren. Die mangelnden Feldforschungsmöglichkeiten für ausländische Wissenschaftler, die Abschaffung sozialwissenschaftlicher Fächer in China und die Kampagnen gegen chinesische Intellektuelle ließen die empirische Überprüfung und Differenzierung globaler Thesen verkümmern. Die schon in den 50er Jahren hervortretende Dominanz Mao Zedongs, die seit den 60er Jahren auf allen Politikfeldern absolutistische Formen annahm, begünstigte später personalistische Studien und Deutungsmuster.

In den 70er Jahren erzeugte die Kulturrevolution in China wie im Ausland eine Flut normativer, häufig apologetischer Schriften zu den Zielen der Revolution. Die damals auch von manchen westlichen Wissenschaftlern verfassten Propagandaschriften haben die gegenwartsbezogene China-Forschung nachhaltig kompromittiert, den oft ideologischen Gehalt und die mangelnde wissenschaftliche Fundierung vieler Aussagen bloßgestellt. Erst allmählich wurde eine langsam wachsende Zahl von Studien über die sozialen und wirtschaftlichen Kosten der Revolution wahrgenommen. Dabei schärfte die heftigen politischen Auseinandersetzungen in China das Bewusstsein für elementare Grundspannungen der chinesischen Gesellschaft und kulturelle Aspekte der Konfliktaustragung. In seiner Folge rückten Interessengruppen-Analysen, Fraktionalismus-Modelle und Studien zur politischen Kultur stärker in den Vordergrund. Letztere beschäftigten sich mit den subjektiven Dimensionen der Politik, wie sie in Erinnerungen und Einstellungen, Werten und der Macht von Symbolen zum Ausdruck kommen. Sie beförderten dabei die Erkenntnis, dass auch für die sozialwissenschaftliche Forschung eine Beschäftigung mit historischen Faktoren unverzichtbar bleibt. In die gleiche Richtung hat der Neo-Traditionalismus im Wirtschafts- und Sozialverhalten der chinesischen Bevölkerung gewirkt, wie er im Zuge der Reformpolitik vermehrt in Erscheinung trat.

Der Umschwung nach Maos Tod hat die Informationsdichte dramatisch zunehmen lassen und eine empirisch orientierte Literatur mit größerer Trennschärfe für regional-, schichten- und epochenspezifische Abweichungen hervorgebracht. Die Legitimierung von Wettbewerb und Leistungsprinzip in China hat zudem einen Paradigmenwechsel bewirkt: Verhaltensänderungen werden heute meist nicht mehr auf politisch-ideologische Faktoren, sondern auf individuelle Nutzenmaximierung innerhalb bestimmter Handlungsbeschränkungen zurückgeführt. Diese aus der Ökonomie übernommene Rationalitätsannahme und ihre Grenzen, wie sie durch politische Macht und bürokratische Institutionen, soziale Interessen, kulturelle Normen und kognitive Beschränkungen gesetzt werden, haben vor allem Transformationsforschungen geprägt, die sich mit Ursachen, Mechanismen und Konsequenzen der Wirtschaftsreformen auf den verschiedensten Gebieten beschäftigen. Weitere wichtige sozialwissenschaftliche Studien sind über die normative Behandlung von politischen Programmen und rechtlichen Bestimmungen hinausgegangen, auf die sich frühere Studien oft ausschließlich beschränkten. Sie haben erstmals auch Interessenartikulation, bürokratische Prozesse und die Umsetzungsprobleme der Politik eingehender untersuchen können. Wieder andere Arbeiten haben sich mit dem sozialen Wandel im Bereich von Bevölkerung, Bildungs- und Arbeitswesen beschäftigt und dabei die Autonomie der gesellschaftlichen Sphäre thematisiert. Vielfach sind neuere Forschungen von der Frage überwölbt worden, ob in China eine Zivilgesellschaft entsteht und ob dieses Konzept für China angemessen ist.

4 Neue Tendenzen

Der bevorstehende WTO-Beitritt Chinas weist alle Merkmale einer historischen Zäsur auf, die abermals zu tief greifenden Neuorientierungen der sozialwissenschaftlichen, gegenwartsbezogenen China-Forschung führen kann. Häufig erinnern die dabei aufgeworfenen Fragen an ein Oberthema, das unter der Überschrift "Chinas Auseinandersetzung mit dem Westen" seit 150 Jahren zum eisernen Kernbestand der westlichen Auseinandersetzung mit China gehört. Die Verteilung der Rollen innerhalb dieses Interpretationsschemas hat jedoch ihre frühere Eindeutigkeit verloren; sie wird zunehmend durch gegenseitige Abhängigkeiten und die Konfrontation mit gemeinsamen Problemen beeinflusst. Genauso wie im Westen, wirken durch die gewachsene Rolle des Weltmarktes und der internationalen Massenkommunikation äußere Faktoren stärker als bisher auf innerchinesische Entwicklungen ein. Dies wird sich in erster Linie bei wirtschaftlichen Zusammenhängen, Organisationsformen und Verfahrensweisen, bei rechtlichen und administrativen Rahmenbedingungen, bei informationspolitischen Regelungen und bildungspolitischen Inhalten zeigen. Dadurch werden mehr Forschungsthemen als bisher im internationalen Kontext analysiert und komparativ bearbeitet werden müssen. Ein erneuter Schub für die Übertragung anwendungsbezogener Konzepte und Methoden aus den Sozialwissenschaften (wie übrigens auch aus der Rechtswissenschaft) ist zu erwarten. Auch wird sich der Zwang zu internationalen Kooperationsforschungen, nicht zuletzt mit chinesischen Institutionen selbst, verstärken.

Gleichwohl spielen die Spezifika des chinesischen Falles, wie sie durch die Größe des Landes, sein historisches Erbe und sein politisches System, die Besonderheiten

seiner kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnisse gegeben sind, nach wie vor eine herausragende Rolle. Sie erlauben keine einfache Übertragung ausländischer Vorbilder auf China, nötigen stets zu einer Auseinandersetzung mit "der chinesischen Differenz". Zwar kann kein Zweifel bestehen, dass auch in China ökonomische Faktoren zur Hauptantriebskraft eines sich rasant beschleunigenden Wandels geworden sind, doch muss sich die Forschung neben den objektiven Veränderungen struktureller Rahmenbedingungen weiterhin mit ihren kulturellen Verarbeitungen beschäftigen. Herrschaftsmechanismen und soziale Prozesse, Ansprüche und Maßstäbe, Perzeptionen, Interpretationen und Bewertungen behalten auf der sozialen und politischen Ebene eine zentrale Bedeutung. Sie klaffen in China und im Ausland oftmals erheblich auseinander. Ein Beispiel für das komplexe Zusammenspiel solcher verschiedener Faktoren liefert das Erstarken des chinesischen Nationalismus in den 90er Jahren. Interdisziplinarität ist deshalb wichtig wie eh und je. Trotz einiger langfristiger Trends, die auf der Makroebene absehbar erscheinen, bleibt der künftige Wandel in China hochgradig von Ambivalenzen und Unwägbarkeiten gekennzeichnet. Das erzeugt einen raschen Paradigmenwechsel, fast schon einen Paradigmenverschleiß der Forschung. Anstatt beklagt zu werden, sollte er die Einsicht fördern, dass ein fruchtbares Wechselverhältnis von Theorie und Empirie unverzichtbar bleibt.

Der chinesische WTO-Beitritt: Thesen zu seinen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Folgen

Thomas Scharping

Die im Mai 2000 von Gudrun Wacker und Christoph Müller-Hofstede organisierte 2. Nachwuchstagung Ostasien im Ost-West-Kolleg der Bundeszentrale für politische Bildung bot Anlass, einige Thesen über die absehbaren Folgen des chinesischen WTO-Beitritts für Politik und Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft des Landes beizusteuern.¹ Sie seien im Folgenden mit kleineren Änderungen und Zusätzen wiedergegeben.

A. Wirtschaftliche Folgen

1. Der chinesische WTO-Beitritt wird tief greifende Auswirkungen auf den chinesischen Außenhandel haben: Er wird eine generelle Senkung chinesischer Zölle und Einfuhrbeschränkungen mit einer zunächst eintretenden ausländischen Dominanz in High-Tech-Bereichen wie Telekommunikation, Automobilbau und EDV-Technik nach sich ziehen. Darüber hinaus werden ausländische Banken und Versicherungsgesellschaften, Handels- und Transportunternehmen sowie Dienstleister in so unterschiedlichen Branchen wie Touristik und Ingenieurwesen, Film- und Musikver-

1 Vgl. Thomas Scharping: "Globalisierung und ihre Auswirkungen für die Asien-Wissenschaften: 16 Thesen zum chinesischen WTO-Beitritt und seinen absehbaren Folgen", in: Bundesinstitut für ostwissenschaftliche und internationale Studien u.a. (Hrsg.): *Globalisierung, Regionalisierung, Fragmentierung. Beiträge zur 2. Nachwuchstagung Ostasien*, Köln Juni 2000, S. 148-151.